

---

# Der heilige Stephanus

## *Was bezeugt der erste Märtyrer?*

Rolf Schönberger / Regensburg

Stephanus ist ein bedeutender Patron – denken wir an den Stephansdom in Wien, an die altehrwürdige Stephanskronie der Könige von Ungarn und vieles andere. Aber er ist ein ernster Heiliger, er ist ein sehr ernster. Er ist fast zu ernst, für die selige Weihnachtszeit vielleicht sogar ungeeignet. Am zweiten Weihnachtsfeiertag wird auch gewöhnlich nicht gepredigt. Was der durchschnittliche Kirchgänger also von Stephanus mitbekommt, ist »nur« das, was aus der Apostelgeschichte vorgelesen wird. Dies ist wie gesagt ernst, aber auch nicht leicht verständlich. So richtig verständlich ist auch nicht, warum dies auf den zweiten Weihnachtsfeiertag platziert ist. Vor dem Tag der Unschuldigen Kinder, vor der Erscheinung des Herrn, vor der irritierenden Episode, wo Jesus seinen Eltern bei der Wallfahrt abhanden kommt. Die Menschwerdung wird also liturgisch eng verbunden mit dem Werden der Kirche. Stephanus selbst verbindet sein Schicksal bzw. seinen Umgang damit unmittelbar mit dem Schicksal Jesu: Auch er steht vor Gericht, auch er wird zum Tode verurteilt, auch er betet am Ende für seine Mörder. Die übermenschliche, ja sagen wir es ruhig, die göttliche Kraft der Verzeihung wird schon bei Stephanus wirksam.

### **Grund des Glaubens**

Ich halte es für ausgesprochen bedeutsam, dass dieser Gedenktag an Märtyrer gerade hier platziert wird. Man verkündet leicht die Menschwerdung. Diese Verkündigung hat nicht selten den Unterton des Alles-wird-gut. Es wird der Grund der Hoffnung gelegt, Gott nimmt den Menschen auf eine ganz unvergleichliche Weise an. Er wird selbst Mensch – und bleibt doch Gott. Dies ist in der Tat keine religiöse Lehre, sondern versteht sich als Nachricht. Wir hören nicht von einer verborgenen Sphäre der Wirklichkeit, sondern von einem Ereignis. In unzähligen Weihnachtsliedern wird dieses Ereignis als Ankunft des Retters angesprochen. Es ist damit durchaus vergleichbar – wir singen schon richtig. Aber es ist eben doch nicht in jeder Hinsicht vergleichbar. Es ist nicht ganz die Situation, in der ein Ertrinkender die Rettungsstange zu fassen bekommt, in der ein Mensch im brennenden Haus vom Retter gepackt wird, nicht die Situation, in der beim Patienten mit der Herzattacke endlich der Arzt eintrifft.

Denn es handelt sich bei der Weihnacht um ein Geheimnis. Was geschehen ist, erfahren auch die Beteiligten und die Zeitgenossen nicht durch bloße Anschauung, sondern in der Form einer himmlischen Botschaft: Es wird durch Engel bekundet – so wie bei der Auferstehung den Frauen von einem Engel gesagt wird, dass Jesus nicht mehr hier ist. Das Ereignis ist also zwar kein Mythos, keine Theorie, keine Weisheitslehre, sondern ein geschichtliches Ereignis, aber eben eines, das nicht nachprüfbar ist wie die Ermordung Caesars. Man muss es also glauben.

Wo immer dies bekräftigt wird, dass man etwas glauben soll, wird man zurückfragen: Warum? Für Stephanus müssen es ziemlich schwerwiegende, ja eigentlich unvergleichliche Gründe gewesen sein. Denn dieser Glaube war in seinem Fall – ein Extremfall, ein Ausnahmefall, aber kein ausgenommener Fall – doch mit der gravierendsten aller möglichen Konsequenzen verbunden. Der Glaube an den Retter des Lebens hat Stephanus selbst das Leben gekostet. Also paradox, tragisch, widersinnig? Nicht wirklich. Das Leben verlieren wir auf jeden Fall. Aber wir können es auf eine Hoffnung hin leben. Wir können es auf eine Weise gestalten, die ihre Orientierung aus einer anderen Welt nimmt. Dieses Leben hat ein Ende, aber dieses Ende ist selbst nicht endgültig. Dies können wir übrigens diesem Leben auch nicht ansehen. Auch das müssen wir glauben.

Müssen wir? Nein, wir müssen nicht. Glauben ist ein freier Akt, er ist eine freie Zustimmung, nicht die logische Konsequenz aus guten Gründen. Daher müssen wir nicht. Sollen wir? Glaube hat seinen Grund in dem, woran er glaubt. Wir glauben nicht aus allgemeinen Gründen. Das klingt vielleicht etwas fundamentalistisch. Aber es handelt sich nicht um einen Fall, für den es nichts Vergleichbares gäbe. Wir verlieben uns auch nicht aus allgemeinen Gründen. Selbst wenn wir so denken, so irren wir jedenfalls. Ein ehemaliger Kanzler hat in einer Talkshow einmal die Gründe genannt, warum er seine Frau liebt. Dies ist vielleicht medienwirksam, vielleicht, aber sicher eine Illusion.

Der Grund, warum ich diese Frau liebe, ist eben diese Frau. Sie mag bestimmte Eigenschaften haben, die sie liebenswert machen: Schönheit, Charme, Tüchtigkeit, Klugheit, Gewandtheit etc. Aber wer jemanden liebt, liebt ja nicht einfach und ausschließlich dessen Eigenschaften, und seien es genau jene genannten. Er liebt den, der diese Eigenschaften hat. Und zudem ändert sich diese Eigenschaft ja auch, ohne dass die Liebe schwinden müsste. Und obendrein: Andere Menschen schätzen solche Eigenschaften schließlich auch. Entsprechend dazu kann man also sagen, dass Gott der Grund unseres Glaubens ist. Aber er ist ja nicht unmittelbar präsent.

### Glaubwürdigsein des Zeugen

Wir haben also zuletzt nicht viele Möglichkeiten. Wenn die Botschaft wahr sein soll, dann müssen vor allem anderen, was sonst noch zählt oder zählen mag, die Boten selbst glaubwürdig sein. Erzählen sie fromme Märchen, symbolisch deutbare Chiffren oder die Wahrheit? Darauf kommt es an. Persönliche Lebenswenden, Schicksalsschläge, aber eben auch Feste bringen Menschen zur Besinnung: Worauf verlasse ich mich zuletzt? Was ist meine Orientierung? Worauf kommt es mir zuletzt an? Wer bin ich?

Wenn es nun so sehr, so unabdingbar auf die Glaubwürdigkeit der Zeugen ankommt, dann tut sich freilich schon die nächste Frage auf: Wie können wir diese Glaubwürdigkeit prüfen? Hierzu reichen eben nicht Untersuchungen, welche die Historizität erhärten, hierzu reichen auch nicht allgemeine Überlegungen, welche die Vereinbarkeit mit dem aufzeigen, was wir sonst für wahr und für wesentlich halten. Es kommt für den Menschen als ein wesentlich handelndes Wesen insbesondere auf die praktischen Konsequenzen an. Daher hat die Kirche das Zeugnis der Märtyrer immer so hoch gehalten. Dies sind eben nicht Zeugnisse für Verbohrtheit, für nicht mehr ganz gesunden Menschenverstand, für den Fanatismus, der vor gar nichts zurückschreckt. Das kann es freilich sein – nichts im Menschenleben ist gänzlich ohne Zweideutigkeit. Wir leben nicht im Paradies, nicht in sozusagen paradiesischer Eindeutigkeit.

Aber die Selbstlosigkeit des Märtyrers Stephanus spricht für sich. Es geht ihm auch am bitteren Ende – er wird schließlich gesteinigt – nicht bloß um seine eigene Glaubenstreue, sondern um die Verzeihung der anderen. Stephanus scheint von aller Selbstbezogenheit und Selbstsucht schon erlöst. Er verzeiht übrigens auch nicht selbst – davon wissen wir nichts, davon könnten wir auch gar nichts wissen, wir könnten ja nur wissen, was er sagt, nicht aber, ob dies seiner innersten Haltung entspricht. Er gewährt aber nicht Verzeihung, sondern bittet um Verzeihung. Er sagt nicht, dass es keine Sünde sei, ihn zum Tode zu verurteilen und sich an der Vollstreckung des Urteils zu beteiligen. Stephanus hat nichts getan, was auch nur im Entferntesten als todeswürdig angesehen werden könnte. Er soll vielmehr mundtot gemacht werden. Am verlässlichsten schweigt der Mund eines Toten. Aber Stephanus sagt eben vorher noch etwas: „Herr, rechne ihnen diese Sünde nicht an.“ Dies ist sein letztes Wort. Nicht nur das letzte, das man vernommen hat. Vielmehr: „Bei diesem Worte starb er.“ (Apg 7,60).

Es gibt viele letzte Worte, großartige und belanglose, tiefre und unverständliche. Dieses letzte Wort – gesprochen etwa zwischen 36 und 40 nach Christus, genauer, nach Christi Geburt in Jerusalem. Dort ist auch der gestorben, der gekommen ist, „um uns zu versöhnen“. Stephanus hat diese Versöhnung auf ebenso sichtbare wie wunderbare Weise erreicht. Und er bittet, dass sie auch die

erreichen möge, die diese Verzeihung so bitter nötig haben. Diese Menschen sind unbekannt – bis auf einen: Paulus. Er hieß damals noch Saulus und hat die Kleider der Steiniger bewacht und die Hinrichtung gut geheißen (vgl. Apg 7,57; 8,1). Es wird nichts beschönigt. Dies macht diese Berichte übrigens so besonders glaubwürdig. Auch dieser hat die Verzeihung bitter nötig: „Saul, Saul, warum verfolgst du mich?“ (9,5). Sollte diese Erfahrung bei Paulus mehr ausgelöst haben, als der Text erkennen lässt?

Wir alle haben – wenn unser Gewissen nicht ganz deformiert ist – das Bewusstsein, dass wir auf Verzeihung angewiesen sind, angewiesen buchstäblich auf Gedeih und Verderb. Diese Verzeihung möglich und vor allem wirklich zu machen, ist Gott Mensch geworden. Diese dramatischen Ereignisse passen daher nahtlos zu der auf ganz andere Weise bewegenden Geschichte von einem jungen Paar, das sein erstes Kind unterwegs bekommt, und zu den Hirten, die sowieso immer unterwegs sind, sich aber jetzt eigens auf den Weg machen. Wir kennen nicht den Verlauf unseres Weges, wir kennen aber jetzt dessen Ziel. Und darauf kommt es zuletzt an.

### **Wunderbare Selbstvergessenheit**

Wird also gleich den Lesern und Hörern der Botschaft Bescheid gegeben, zu welchen Konsequenzen der Glaube führen kann? Dies lässt sich wohl nicht in Abrede stellen. Aber es geht sicherlich nicht nur um diese Konsequenz, so vertraut sie den ersten Christen war. Schließlich hat die erste Christenverfolgung schon stattgefunden, da war noch keines der synoptischen Evangelien – jedenfalls so weit wir wissen – niedergeschrieben. Die Treue Gottes verlangt nach einer ebenso unverbrüchlichen Treue auf Seiten des Menschen. Das Martyrium ist kein sonderlich prominentes Thema in der christlichen Verkündigung und Belehrung der Gegenwart. Es gibt aber nach wie vor fürchterliche Verfolgung. Dies zu sagen, verstößt vielleicht in den Augen mancher gegen die *political correctness*. Es entspricht aber der historischen Wahrheit. Dass das Christentum in dieser Hinsicht auch keine reine Weste hat, ändert daran gar nichts.

Es geht aber nicht um die letzten und schwerwiegendsten Bewährungen des Glaubens. Denn bei solchen Drohungen steht er ja schließlich selbst auf dem Spiel. Steht das dafür?, möchte man fragen. Der Glaube bewährt sich aber nicht nur in solchen Situationen, sondern steht selbst vor einer Entscheidung. Man kann wirklich an seinen Überzeugungen irre werden, man kann aber auch in diesem Glauben noch gesteigert werden. Er kann über sich hinauswachsen. Es geht ja dann nicht mehr allein um Meinungsfreiheit, um Religionsfreiheit. Sonder? Um was denn dann? Der Glaube wird hier schon anfangsweise zum Schauen. So wird es jedenfalls von Stephanus berichtet.

Es heißt: „Er aber, voll des Heiligen Geistes, blickte zum Himmel auf, sah die Herrlichkeit Gottes und Jesus zur Rechten Gottes stehen und sprach: ‚Seht, ich sehe den Himmel offen und den Menschensohn zur Rechten Gottes stehen‘.“ (Apg 7,55–56). Es handelt sich aber eben nicht um bloße Unbeirrtheit. (Die ist ja auch nur dann gut, wenn man sich vom Richtigen nicht abbringen lässt. Auf dem falschen Weg sollte man besser nicht unbeirrbar sein!) Hier wird vielmehr eine wunderbare Selbstvergessenheit sichtbar. Gar nicht mehr das eigene Anliegen, nicht einmal das eigene Leben steht im Blick. Sondern die Verzeihung. Stephanus verlässt schon vor dem Ende seines Lebens, aber eben doch am Ende seines Lebens die Ebene des Wie-du-mir-so-ich-dir von Aktion und Reaktion, von Unrecht und Rache, von Untat und Strafe. Dies geht ja nicht anders, aber ist auch die Grenze irdischer Bemühungen.

Die anderen – und das sind keine „Andersdenkenden“, sondern seine Peiniger – stehen schon in einem anderen Licht. Nicht die Gegnerschaft steht im Vordergrund. Stephanus kann seine Haut nicht mehr retten. Er versucht jedoch, die Seelen der anderen zu retten. Er rettet seinen Weg, seinen Glauben. Er rettet aber auch noch seinen Blick auf die Not der anderen. Sie haben einen juristischen, auch einen physischen Sieg errungen. Aber sie sind dabei, ihre Integrität zu verlieren: „Was wird es dem Menschen nützen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber sein Leben verliert“, in anderer Übersetzung: „aber Schaden nimmt an seiner Seele?“<sup>1</sup> Hier, bei der Vollstreckung des Todesurteils gegen Stephanus zeigt sich die ganze Dramatik dieser Frage Jesu. Stephanus gewinnt seine Seele.

### Gelebte Wahrheit

Es wäre bei einer solchen Gelegenheit manches zu sagen zu dem Verhältnis von Wahrheit und Zeugnis. Dazu ist hier nicht der Ort. Nur ganz allgemein sei darauf hingewiesen, dass diese Form von Wahrheit für den Menschen unersetzlich ist. Wahrheit wird verifiziert, wird recherchiert, wird erforscht. Sie wird aber auch bezeugt. Dann, wenn es sich um eine Wahrheit handelt, die wir nicht nur „annehmen“, „plausibel“ finden, als zustimmungswürdig erachten, sondern vielmehr um eine, mit der wir uns identifizieren, von der unser Leben, sein Stil, seine Form, sein Grund abhängt.

In dem Buch *Der Mythos von Sisyphos* – vor Jahrzehnten viel gelesen – schreibt Albert Camus: „Ich kenne niemanden, der für den ontologischen Beweis gestorben wäre. Galilei, der eine schwerwiegende Wahrheit besaß, leugnete sie mit der größten Leichtigkeit ab, als sie sein Leben gefährdete. In gewissem Sinne

<sup>1</sup> Mt 16, 26: *Quid enim prodest homini, si mundum universum lucretur, animae vero sua detimentum patiatur? Aut quam dabit homo commutationem pro anima sua?*

tat er recht daran. Diese Wahrheit war den Scheiterhaufen nicht wert. Ob die Erde sich um die Sonne dreht oder die Sonne um die Erde – das ist im Grunde gleichgültig. Um es genau zu sagen: das ist eine nützige Frage. Dagegen sehe ich viele Leute sterben, weil sie das Leben nicht für lebenswert halten.“<sup>2</sup>

Diejenigen Wahrheiten, die nicht allein mit Tatsachen zu tun haben, sondern mit unserer Existenz, sind wahrlich von anderer Art: Es handelt sich um diejenigen Wahrheiten, die uns einerseits übersteigen und andererseits unserem Leben seinen Grund geben. Es besteht nicht alles nur aus Ansichten und Perspektiven. Denn diese haben etwas gemeinsam, und zwar ihre Voraussetzungen. Davon haben wir nicht im selben Sinne wieder nur Ansichten. Dies trifft auf den Glauben vollkommen zu.

### Teilhabe am Schicksal Jesu

Es ist natürlich auch die Rede des Stephanus, die er vor dem Synedrium zu seiner Verteidigung hält, näher zu betrachten. Sie ist aufschlussreich sowohl in dem, was er sagt, wie auch in dem, was er nicht sagt. Vor allem in dem letzteren, in dem, was er nicht sagt, ist sie sprechend. Sie rekapituliert eigentlich nur das, was alle Versammelten wissen: Abraham und seinen Auszug aus Mesopotamien, die Gestalt des Joseph und sein Agieren in Ägypten, Moses als Befreier, Gesetzgeber und angefochtenen Propheten; schließlich David und Salomon, den Erbauer des Tempels. An der Wahrheit dieser Geschichte werden hier ebenso wenig Zweifel geäußert wie an deren Orientierungskraft. Aber kein Wort über die Christen, ihre Bestrebungen und ihre Schicksale, über die Apostel und die Aufgabe der eingesetzten sieben Diakone in Jerusalem, von denen einer eben er selbst war – nichts davon. Und, so wie es aussieht, auch kein Sterbenswörtchen von Jesus, seiner Botschaft und seiner Hinrichtung. Allerdings am Ende steht eine Erfahrung, die zu dieser Heilsgeschichte gehört: „Ihr Halsstarrigen und Unbeschnittenen an Herz und Ohren! Gleichwie eure Väter, so widerstrebt ihr dem Heiligen Geiste. Wo war ein Prophet, den eure Väter nicht verfolgt hätten? Sie haben jene getötet, die von der Ankunft des Gerechten weissagten, dessen Verräter und Mörder ihr jetzt geworden seid, ihr, die ihr das Gesetz durch Vermittlung von Engeln empfangen, aber nicht gehalten habt.“ (Apg 7,51–53).

Hier ist nun doch eindeutig von Jesus die Rede. Er ist auch das Opfer derjenigen geworden, welche die göttliche Hilfe verweigern. Dass man in der Antike den Überbringer einer schrecklichen Botschaft getötet hat, scheint uns ganz absurd. Aber dass man auch den Boten des Heils aus dem Weg räumt und mundtot macht, macht einen völlig sprachlos. Der Mensch sucht sein Heil und ver-

<sup>2</sup> A. Camus, *Der Mythos des Sisyphos*. Reinbek bei Hamburg 1959, 9.

weigert es gleichzeitig. Dies ist eindeutig auf das Schicksal Jesu gemünzt. Selbst wenn dies zweifelhaft wäre, dann ist doch unverkennbar, dass auch Jesus selbst sein Schicksal in dieser Weise gedeutet hat. Wem fiele bei dem Schlusswort des Stephanus, das vielmehr seine Zuhörer zu einem Schlusswort machen, denn sie geraten in Wut und lassen ihn nicht weiter reden – er wäre, das lässt die Nähe zur Selbstdeutung Jesu vermuten, im Anschluss auf diesen wohl zu sprechen gekommen –, wem also fiele bei diesem Schlusswort nicht das entsprechende Wort Jesu ein: „Ihr Schlangen! Ihr Natterngezücht! Wie wollt ihr dem Gericht der Hölle entgehen? Darum siehe, ich sende zu euch Propheten und Weise und Schriftgelehrte. Etliche von ihnen werdet ihr töten und kreuzigen, andere werdet ihr in euren Synagogen geißeln und von Stadt zu Stadt verfolgen.“ (Mt 23,23ff.). Und wenige Sätze später der fast verzweifelt scheinende oder aus tiefstem Mitleid kommende Ausruf: „Jerusalem! Jerusalem! Du tötest die Propheten und steinigst die, die zu dir gesandt sind. Wie oft habe ich deine Kinder sammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt, und ihr habt nicht gewollt!“ (23,37).

### **Geoffenbarte Liebe**

Man muss von den Gründen sprechen, die für den Glauben sprechen. Dies ist unabdingbar und wird doch weithin vernachlässigt oder auf eine ziemlich kontraproduktive Weise betrieben. Aber am Tage des heiligen Stephanus muss auch noch von einer anderen Wirklichkeit die Rede sein. Es handelt sich nämlich nicht nur um bestimmte Überzeugungen, welche die einen Menschen haben und die anderen nicht. Und eben auch nicht um Gründe, die den einen einleuchten und den anderen weniger oder auch gar nicht. Es handelt sich wohl nicht einmal um bewusste Gegengründe, Gründe gegen die Inhalte und das Zentrum des christlichen Glaubens. Es gibt auch eine massive Abwehr gegenüber dem Glauben, seinen Vertretern und Zeugen, manchmal sogar einen abgrundtiefen Hass. Diesen Hass hat nicht nur Jesus selbst zu spüren bekommen, sondern auch viele seiner Jünger. Damals und heute. Nach den ausgiebigen Predigten über die Höllenstrafen hört man von der Kanzel oder deren Ersatz nur noch von Liebe. Man hat das erste vielleicht tatsächlich aus nur zu durchsichtigen Gründen übertrieben. Sind wir sicher, dass nicht das Pendel genau so übertrieben in die Gegenrichtung ausschlägt? Man wird irritiert dagegen fragen: Aber kann man überhaupt die Verkündigung des liebenden Gottes übertreiben? Ja und Nein. Wir können uns sicher die Liebe Gottes nicht groß genug vorstellen. Paulus sagt es: „Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und was in keines Menschen Herz gedrungen ist: alles, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben.“ (1 Kor 2,9).

Aber die Offenbarung Gottes, der sich als Liebe kundgibt, lebt doch von der Voraussetzung, dass Gott nicht nur Liebe ist. Deswegen zwar ist er um nichts weniger die Liebe, aber muss man im Auge behalten, dass dies doch an eine schon anerkannte Gottesvorstellung anknüpft, die ihn bereits als Schöpfer der Welt und Herrn der Geschichte anerkennt.

Offenbar geht es nicht allein um die Wahrheit dieser Aussagen, sondern auch um die Richtigkeit der Reaktion. Wenn die Höllenpredigten auch gewiss vielfach der Einschüchterung dienten (was über deren inhaltliche Richtigkeit nichts besagt), so kann doch auch die Liebespredigt der Beschwichtigung dienen. Die zitierten Sätze sind ganz offensichtlich keine Beschwichtigungen. Die voraussetzungslose, d.h. die Korrekturfunktion vernachlässigende Rede vom Gott der Liebe – *Klaus Berger* hat sie auch mehrfach kritisiert – setzt beim Hörer voraus, dass er nichts als eben das erwartet und erhofft hat. Alle Menschen wollen doch anerkannt werden. Also: „Gott sagt ja zu dir.“ Nichts ist so wohltuend wie das Geliebt-werden. Also: Die Lehre von der Liebe Gottes ist auch unwiderstehlich. Vor Gott müssen wir nichts „leisten“. Also: Wir können bleiben, wie wir sind. Gott nimmt uns anders als die Menschen bedingungslos an. Also: Hier erfüllt sich, was die Menschen ohnehin wollen.

Aber all diese Folgerungen beschreiben trotz allem nur die halbe Wahrheit. Liebe verpflichtet nämlich auch. Ist denn sicher, dass alle Menschen diese Verpflichtungen anerkennen und tragen wollen? Ist denn sicher, dass einem diese Nähe nicht viel zu aufdringlich ist? Mag Gott präsent sein, aber doch nicht im Gewissen und im Schlafzimmer! Ist denn sicher, dass der Mensch seine Selbstbestimmung und Selbstherrschaft ohne weiteres mit der Dankbarkeit in Einklang bringen kann? Paulus bestreitet das an einer berühmten Stelle am Anfang seines Briefes an die Christen in Rom (vgl. Röm 1,21).

### Zeuge des Lichtes

Der Mensch ist Geschöpf, und das bedeutet „vollständige Abhängigkeit“ von Gott. Der Mensch hat wie alles Lebendige seinen Odem von Gott, aber doch scheint manchen dadurch gerade die Luft zum Atmen genommen. Die geistlichen Lehrer haben vom Überdruss gesprochen, geradezu von einem Hass gegen das Licht. Nicht nur manche „Elemente“ nennt man „lichtscheu“ – alle Menschen scheuen irgendwie das Licht, auf das sie doch auf Gedeih und Verderb angewiesen sind. *Bernhard von Clairvaux* schreibt: „Et est turpum poena Deus: lux est enim. Et quid tam invisum obscaenis flagitosisque mentibus?“<sup>3</sup> Und auch

<sup>3</sup> Bernhard von Clairvaux, *De consideratione* V 12, 25: „So ist Gott auch die Strafe der Bösen, denn er selber ist Licht. Gibt es etwas, was ein unsauberer, mit Schande beladener Geist mehr scheut als das Licht?“ (Migne PL 182, 803A).

ein *Friedrich Nietzsche*, der aggressive Verächter des Christentums, war doch hellsichtig genug, dieses Phänomen zu kennen:

„*Licht-Feindschaft*. – Macht man Jemandem klar, dass er, streng verstanden, nie von Wahrheit, sondern immer nur von Wahrscheinlichkeit und deren Graden reden könne, so entdeckt man gewöhnlich an der unverhohlenen Freude des also Belehrten, wie viel lieber den Menschen die Unsicherheit des geistigen Horizontes ist und wie sie die Wahrheit im Grunde ihrer Seele wegen ihrer Bestimmtheit hassen. – Liegt es daran, dass sie Alle insgeheim selber Furcht davor haben, dass man einmal das Licht der Wahrheit zu hell auf sie fallen lasse? Sie wollen etwas bedeuten, folglich darf man nicht genau wissen, was sie sind? Oder ist es nur die Scheu vor dem allzu hellen Licht, an welches ihre dämmernden, leicht zu blendenden Fledermaus-Seelen nicht gewöhnt sind, so dass sie es hassen müssen?“<sup>4</sup>

Das Licht selbst ist davon nicht betroffen. Es verbreitet sich. Der Vater im Himmel „lässt die Sonne aufgehen über Guten und Bösen und regnen über Gerechte und Ungerechte.“ (Mt 5,45). Aber die Gerechten können doch das Opfer dieser Lichtfeindschaft werden. Der heilige Stephanus ist ein solches Opfer. Er ist aber doch nicht wie jemand, dessen Lehre man beseitigen will. Mahner können so lästig sein, dass man sie nicht nur fortwünscht, sondern beseitigen will. Schon *Platon* kannte dies und beschreibt es in seinem Hauptwerk *Der Staat* besonders eindringlich. Sein Lehrer Sokrates musste schließlich ebenfalls den Schierlingsbecher trinken. Platon referiert im genannten Werk die Ansicht derjenigen, welche die Ungerechtigkeit über die Gerechtigkeit stellen: „Sie sagen aber so, dass der so gesinnte Gerechte wird gegeißelt, gefoltert, gefesselt, geblendet werden an beiden Augen, und zuletzt, nachdem er alles mögliche Übel erduldet, wird er auch noch aufgeknüpft werden (wörtlich „gepfählt“, eine der Kreuzigung ähnliche Art der Hinrichtung) und dann einsehen, dass man nicht muss gerecht sein, sondern scheinen wollen.“<sup>5</sup>

*Sokrates* scheidet ohne Groll. Er kennt die Gründe für diese Aversion. Wenn er besonders unwidersprechlich redet und seine Unterredner ihm nicht beikommen, dann reagieren diese ebenfalls mit Wut, Herabsetzung – mit allem, nur keiner sachlichen Entgegnung. Stephanus geht es in diesem Punkt nicht anders. Dies wird mehrfach vermerkt. Aber in seinen Verfolgern sieht er nicht den Unverständ herrschen. Vielmehr die Aversion. Man hätte verzweifeln können oder vom Hass überwältigt werden können. Stephanus aber bittet Gott um Verzeihung. Wir wissen nicht, ob Gott seinen Peinigern verzeiht. Aber wenn jemand wie Stephanus um diese Verzeihung für seine Peiniger fleht, dann besteht jedenfalls Hoffnung. Übrigens auch für uns.

4 F. Nietzsche, *Menschliches Allzumenschliches* II, 1 nr. 7 (KGW IV/3, 19).

5 Platon, *Der Staat* II, 361e–362a.